

LAURA
McHUGH

**DIE
SCHWERE
DES
BLUTES**

Weltbild

Die Schwere des Blutes

Die Autorin

Laura McHugh wuchs als jüngstes von acht Kindern in Iowa und Missouri auf. Sie besitzt einen Masterabschluss in Bibliothekswissenschaft, hat als Bibliothekarin und Softwareentwicklerin gearbeitet und bereits mehrere Kurzgeschichten veröffentlicht. In ihrer Freizeit näht sie gerne, sie ist begeisterte Hobbygärtnerin und mag Zombiefilme. Laura McHugh lebt mit ihrem Mann, den gemeinsamen Töchtern und ihrem Hund in Columbia, Missouri. Die Schwere des Blutes ist ihr erster Roman.

Laura McHugh

Die Schwere des Blutes

Thriller

Aus dem Englischen von
Andrea Brandl

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *The Weight of Blood* bei Spiegel & Grau, New York.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Laura McHugh
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Limes in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, Neumarkterstr. 28, 81673 München
Übersetzung: Andrea Brandl
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Nejrón Photo; © Stone36)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-453-9

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Brent, Harper und Piper

TEIL 1

Lucy

Viel mehr als der Zustand von Cheri Stoddards Leiche machte den Leuten die Tatsache zu schaffen, dass sie überhaupt aufgefunden wurde. Es geschah an einem Samstag im März. Eisiger Nebel kroch durch das Tal und gefror über Nacht. Die Landschaft auf der gegenüberliegenden Straßenseite vom Laden meines Onkels hatte etwas Gespenstisches, als die Morgensonne allmählich aufging und auf den von dickem Raureif überzogenen Ästen der austreibenden Eichen entlang des North Fork River glitzerte. Der Baum, der am nächsten zur Straße stand, war tot, und sein nahezu hohler Stamm hatte sich so weit zur Seite geneigt, dass er gefährlich dicht über dem Wasser schwebte. Ein Geiertrio hatte sich auf den Ästen niedergelassen. Zumindest behauptete das Buddy Snell, der Fotograf des *Ozark Country Record*. Er machte ein Foto von ihnen – drei gewaltige schwarze Vögel, deren Umrisse sich scharf von den weiß verkrusteten Ästen abhoben –, weil sie gerade kein geeignetes Motiv für die Titelseite gehabt hatten. Es sei echt unheimlich gewesen, meinte er, regelrecht gruselig. Er trat einen Schritt näher und kniete sich auf den gefrorenen Boden am Ufer, um eine noch eindrucksvollere Perspektive zu bekommen. In diesem Moment bemerkte er den langen braunen Zopf im seichten Wasser, der inmitten all der Steine kaum auszumachen war. Als Nächstes entdeckte er Cheris Kopf, halb verdeckt unter

einem Stück Treibholz: ihr sommersprossiges Gesicht mit der stumpfen Nase und den weit auseinanderstehenden Augen; zu weit, um sie hübsch aussehen zu lassen. Der Rest von Cheris sterblichen Überresten steckte in dem ausgehöhlten Baumstumpf und war von Brandmalen und stümpferhaften Tattoos übersät. Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens war ihre Haut makellos gewesen, und ich überlegte, ob die frischen Narben und Male womöglich Aufschluss darüber gaben, was mit ihr passiert war, ob sie eine Art geheimnisvolle Landkarte der Zeit zwischen ihrem Verschwinden und dem Tag darstellten, als man sie auffand.

Cheri war achtzehn gewesen, als sie gestorben war, ein Jahr älter als ich. Sie lebte schon seit unserer Kindheit praktisch direkt neben uns, bloß ein Stück die Straße hinunter, und war ständig zum Spielen herübergekommen und so lange geblieben, bis mein Vater sie nach Hause geschickt hatte. Meine Barbiepuppen hatten es ihr ganz besonders angetan, weil sie selbst keine Puppen besaß. Früher brachten wir manchmal den ganzen Tag damit zu, Häuser aus Holzscheiten für Barbie zu bauen und Pools anzulegen, indem wir Löcher in die Erde buddelten, die wir mit Wasser aus dem Gartenschlauch füllten. Ihre Mom rief oder holte sie kein einziges Mal nach Hause, und einmal versteckte ich sie sogar in meinem Kleiderschrank, wo sie die ganze Nacht blieb. Am nächsten Tag entdeckte sie mein Vater und schimpfte, aber als er ihr tränenüberströmtes Gesicht sah und mitbekam, wie sie die Waffeln verschlang, die ich für sie aufgetaut hatte, verstummte er und briet uns stattdessen Speck. Er wartete, bis sie zu Ende gefrühstückt und sich ein wenig beruhigt hatte, dann fuhr er sie nach Hause.

Die Kinder in der Schule, darunter auch meine beste Freundin Bess, fanden Cheri komisch und wollten nicht mit ihr spielen. Ich wusste, dass Cheri ein bisschen langsam im Kopf war, aber dass sie tatsächlich anders war als wir, begriff ich erst in der vierten oder fünften Klasse, als sie in eine Sonderschulklasse kam. In der Zeitung wurde sie als »zurückgeblieben«, »in ihrer geistigen Entwicklung verzögert« und mit dem »Verstand einer Zehnjährigen« beschrieben.

Später, auf der Highschool, standen wir uns nicht mehr ganz so nahe; in vielerlei Hinsicht war ich reifer als sie und verbrachte meine freie Zeit meistens mit Bess. Trotzdem begegneten wir uns immer noch jeden Morgen an der Bushaltestelle an der Kreuzung der Toad Holler Road. Sie war stets die Erste, hockte mit einer Zigarette, die sie ihrer Mutter gemopst hatte, auf einem Baumstamm unter den Dattelpflaumenbäumen und pulte an ihren Schürfwunden herum. Wenn sie mehr Zigaretten bei sich hatte, bot sie mir eine an. Ich wusste nicht, wie man richtig inhaliert, und sie vermutlich auch nicht, trotzdem saßen wir jeden Morgen nebeneinander, rauchten, schwatzten und lachten.

Eines Morgens war ich schneller als Cheri. Als der Bus die staubige Straße entlanggerumpelt kam und immer noch weit und breit nichts von ihr zu sehen war, machte ich mir allmählich Sorgen, weil ihre Mutter sie grundsätzlich immer zur Schule schickte, auch wenn sie krank war, nur um sie ein paar Stunden los zu sein. Tage vergingen ohne ein Lebenszeichen von ihr. Schließlich ging ich quer durch den Wald zum Wohnwagen der Stoddards und klopfte immer wieder an die Tür, aber es machte keiner auf. Es gab Gerüchte, Cheri hätte die Schule geschmissen, und als endlich jemand

Offizielles zu Doris Stoddard fuhr, meinte die, ihre Tochter sei eben abgehauen. Sie hätte sie nicht als vermisst gemeldet, weil sie davon ausgegangen sei, dass Cheri ohnehin bald wieder auftauchen würde.

Sämtliche Ladenbesitzer hängten Zettel in ihren Schaufenstern auf, und ich befestigte sogar gleich mehrere an den Regalen im Dane's, dem Laden, der seit mehreren Generationen im Besitz meiner Familie war und den inzwischen mein Onkel betrieb. AUSREISSERIN prangte in dicken schwarzen Lettern über Cheris Foto. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie allen Ernstes allein weggelaufen war, aber alle anderen schienen es zu glauben. Mit der Zeit verblasste die Farbe, und das Papier wurde wellig, und als man die Zettel schließlich abnahm, machte sich keiner die Mühe, neue aufzuhängen.

Zwischen Cheris Verschwinden und dem Mord an ihr verging ein ganzes Jahr, und in dieser Zeit geriet sie praktisch in Vergessenheit. Es war, als würde sie außer mir keiner vermissen. Aber kaum war ihre Leiche aufgetaucht, hatte die ganze Stadt kein anderes Thema mehr. Seit Jahren war nichts mehr so Spektakuläres in Henbane passiert. Horden von Kamerateams standen plötzlich auf der Matte und parkten ihre Übertragungswagen am Flussufer, um Aufnahmen des Baums zu machen, wo die Leute inzwischen Plüschtiere und Blumen niedergelegt hatten. Sie kamen in den Laden, bestellten Kaffee und Red Bull und meckerten über die holprigen Straßen und das miese Handynet. Diejenigen, die Cheri zu Lebzeiten kaum zur Kenntnis genommen hatten, konnten es auf einmal kaum erwarten, mit ihrer Verbindung zur jüngsten Berühmtheit im Ort anzugeben. *Ich habe*

im Sexualkundeunterricht direkt hinter ihr gesessen ... Einmal, bei der Weihnachtsparade, ist sie bei mir auf dem Traktor mitgefahren ... Ich war dabei, als sie sich mal im Bus übergeben hat.

Jeder im Ort hatte seine eigenen Theorien, grübelte darüber nach, wo sie während des vergangenen Jahres gewesen sein mochte und weshalb sie ausgerechnet jetzt wieder aufgetaucht war. Jedes Kind wusste, dass Menschen in den Bergen häufiger spurlos verschwanden, weil es dort oben massenhaft Verstecke gab. Ihre Leichen wurden von Dachsen gefressen, in den Wäldern verscharrt oder in einsame Schluchten geworfen, aber zerstückelt und öffentlich zur Schau gestellt wie Cheri endeten sie nie. Das war nicht die Art, wie man hier in der Gegend ein Gewaltverbrechen beging, und genau das schien den Leuten am meisten Angst einzujagen: die Tatsache, dass der Mörder nicht nach dem bekannten Schema vorgegangen war. Wieso sollte jemand riskieren, entdeckt zu werden, bloß weil er uns zeigen wollte, was er mit Cheri angestellt hatte, wo es doch so einfach gewesen wäre, ihre Leiche verschwinden zu lassen? Es gab nur eine halbwegs plausible Erklärung dafür: Der Täter musste von außerhalb stammen, und Leute von außerhalb waren tausendmal bedrohlicher, als ein einheimischer Übeltäter es jemals sein könnte.

In den darauffolgenden Wochen gingen bei Meyer's Eisenwarenladen die Schlösser und Munition aus. Keiner traute sich mehr, nach Einbruch der Dämmerung einen Fuß vor die Tür zu setzen, und die wenigen, die es doch taten, waren bis an die Zähne bewaffnet. Auch mein Dad traf Vorkehrungen. Er arbeitete auf dem Bau und nahm jeden Job an,

den er kriegen konnte, normalerweise ein, zwei Autostunden entfernt in Springfield oder Branson, deshalb musste er mich immer wieder tageweise allein zu Hause lassen. Nachdem Cheri Leiche gefunden wurde, fuhr er jeden Tag die ganze Strecke hin und wieder zurück, verbrachte Stunden auf der Straße, nur um über Nacht bei mir sein zu können.

Immer wieder ging ich im Geiste unsere allmorgendlichen Unterhaltungen an der Bushaltestelle durch. Cheri hatte meistens von ihrem gerade aktuellen »Freund« erzählt; irgendwelche perversen Idioten, die sich um den Trailer ihrer Mutter herumdrückten und beteuerten, wie hübsch sie sei, weil sie sie begripschen wollten. Die Jungs in der Schule waren nicht minder fies. Sie bezeichneten sie als »Spasti« und brachten sie zum Weinen. Ich riet ihr, sie einfach links liegen zu lassen, hatte mir aber nie die Mühe gemacht, sie mir zur Brust zu nehmen, damit sie sie zufriedenließen. Genau daran musste ich denken, als ihre in einen hohlen Baumstamm gestopfte Leiche gefunden wurde. Ich hatte sie im Stich gelassen, immer wieder. Vermutlich war ich ihre beste Freundin gewesen, sie aber nicht meine. Ich hatte von Anfang befürchtet, ihr könnte etwas zugestoßen sein, hatte aber nichts unternommen. All die Jahre war ich ihr eine weniger gute Freundin gewesen, als sie dachte. Ich hatte ihr zwar meine Happy-Holidays-Barbie geschenkt, aber nicht etwa, weil sie die am liebsten mochte, sondern weil ich ihr Haar ruiniert hatte.

Der Frühling verging wie im Flug. Auf den Hügeln ringsum grünte und blühte es mit geradezu beschämender Üppigkeit – ein wahres Meer aus cremefarbenen und rosa Hartriegelsträuchern, Judasbäume mit zarten Wolken laven-

delfarbener Blüten, dichte Teppiche aus Flammenblumen, Schuppenwurz und Butterblumen. Wenig später spannte sich ein dichtes Blätterdach über den Wäldern und tauchte sie in tiefe Schatten, Kletterpflanzen und allerlei Sträucher grüntem und wucherten, während die Hitze förmlich lebendig zu werden und uns keine Sekunde mehr aus ihrem Würgegriff freizugeben schien. Cheri war in Baptist Grove begraben worden, in einem Kindersarg, weil es billiger war und bequem alles hineinpasste, was von ihr übrig geblieben war. Trotzdem musste ich ununterbrochen an sie denken, daran, dass sie mir so viele Dinge anvertraut, aber mit keiner Silbe erwähnt hatte, dass sie weglaufen wollte.

Ende Mai gab es immer noch keine brauchbaren Hinweise, und der Mord an Cheri war weiterhin in aller Munde – die Leute stritten, ob der Baum, in dem ihre sterblichen Überreste gefunden worden waren, vollends gefällt oder in eine Art Gedenkstätte umfunktioniert werden sollte, obwohl die meisten längst wieder zu ihrem Alltag zurückgekehrt waren. Dad wurde die ständige Fahrerei leid, daher ließ er mich wieder tageweise allein zu Hause. Im Lauf der Wochen wurde es immer unwahrscheinlicher, dass jemand anderem dasselbe passieren würde wie ihr.

Der Schock und die Angst der Leute im Ort vererbte so weit, dass die Kinder in der Schule sogar Witze über den Vorfall rissen. Die meisten meiner Klassenkameraden hielten Mr. Girardi, unseren ehemaligen Kunstlehrer, für den Täter, obwohl er ein wasserdichtes Alibi hatte. Um die Zeit von Cheris Verschwinden war er nach nicht einmal einem Halbjahr nach Chicago zurückgekehrt, und die Schüler mutmaßten, er hätte Cheri mitgenommen, weil er auf zu-

rückgebliebene Mädchen stehe. Weshalb hätte er sie wohl sonst in ihren lächerlichen künstlerischen Ambitionen unterstützt oder sie die Mittagspausen im Zeichensaal verbringen lassen?

Mr. Girardi hatte von Anfang an auf der Verliererseite gestanden, allein schon, weil er nicht aus der Gegend stammte, es aber noch viel schlimmer gemacht, wann immer er den Mund aufgemacht hatte. Er hatte keine Ahnung, dass Geist bei uns nicht *ghost*, sondern *haint* hieß, dass wir krank meinten, wenn wir *puny* sagten, obwohl es eigentlich *mickrig* bedeutete, und dass *hollow* bei uns *holler* ausgesprochen wurde. »Ah«, sagte er, als wir es ihm erklärten. »Dann ist ein *holler* also eine Art Tal.« Und als einer der Schüler ihn in *God's country*, einer Umschreibung für die Pampa, willkommen hieß, sinnierte er lautstark darüber, weshalb es in der Gegend wesentlich mehr Orte gab, die den Namen des Teufels trugen als den des Herrn. Sein Einwand war durchaus berechtigt: Der spitze Bergkamm hieß Devil's Backbone, die tiefe Schlucht nannten wir Devil's Throat, und aus einer Quelle namens Devil's Eye sprudelte kühles Wasser – Satans gesamte Anatomie schien sich in der Landschaft widerzuspiegeln. Monatelang verglich Mr. Girardi Henbane mit Gemälden der Hölle: Die Landschaft war schroff, die Erde von rotem Lehm bedeckt, im dornigen Gestrüpp tummelte sich allerlei Getier, das entweder biss oder stach, die Straßen schlängelten sich wie Eingeweide durch die Landschaft, und die Hitze sog einem förmlich den Atem aus der Brust. Allein schon der Name, erklärte er, ehe er gefeuert wurde, weil er uns ein Gemälde von Hieronymus Bosch gezeigt hatte, auf dem überall nackte Busen zu sehen waren – *Henbane, das*

Wort für Bilsenkraut, das auch als »Hexenkraut« bezeichnet wird. Er ist überall. Immer und überall.

Mir tat Mr. Girardi leid, weil er nicht begriff, wieso ihn alle wie einen Eindringling behandelten. Es verschlug zwar immer mal wieder Touristen in unsere Gegend, aber nur selten zogen Fremde nach Henbane, deshalb kam es den Leuten seltsam vor, wenn doch einmal jemand hängen blieb. Obwohl ich mein ganzes Leben hier verbracht hatte – ich war im Holschindelhaus zur Welt gekommen, das mein Großvater Dane keine Meile vom North Folk River gebaut hatte –, vergaßen die Leute nie, dass meine Mutter eine Fremde gewesen war. Sie war nicht hier geboren worden, sondern aus einer fremden Stadt hergekommen, auch wenn sie bloß im benachbarten Iowa lag. Manche wollten schlicht nicht glauben, dass die Maisfelder und riesigen Schneewehen im Norden ein so geheimnisvolles Wesen wie meine Mutter hervorzubringen vermochten, deshalb spannen sie allerlei wilde Geschichten von Zigeunern und Wölfen um sie. Als Kind wusste ich natürlich nicht, ob es so etwas tatsächlich gab, deshalb studierte ich stundenlang Fotos von ihr und suchte nach Beweisen für die Behauptungen der Leute. War ihr langes schwarzes Haar ein Zeichen für Zigeunerblut in ihren Adern? Hatte sie ihre eisgrünen Augen von einem Wolf geerbt? Ich musste zugeben, dass ihr olivfarbener Teint, der volle Mund und die weit stehenden Augen tatsächlich etwas Exotisches hatten. Irgendwo hatte ich gelesen, dass Schönheit anhand von Symmetrien und Entfernungen zwischen Nase, Augen, Kinn und Mund mathematisch berechnet werden kann. Meine Mutter war eine bildschöne Frau gewesen, daran bestand kein Zweifel, aber ihre Schönheit

war nicht der einzige Grund, weshalb sie im Ort für solches Aufsehen gesorgt hatte. Sie hatte etwas an sich, ganz tief in ihrem Innern, das die Fotos nur schwer zu vermitteln vermochten.

Teilweise lag es daran, dass die Leute sie nicht wirklich kannten, meinte Dad. Sie war in die Stadt gekommen, um für meinen Onkel zu arbeiten, aber die Leute konnten nicht nachvollziehen, weshalb er unbedingt eine Fremde hatte holen müssen. Eine Frau ohne Familie, die noch dazu kein Wort über ihre Vergangenheit verlor. Jemand, der keine Angehörigen vorweisen konnte, *musste* doch verstoßen worden sein. Und bestimmt nicht grundlos. Es ging das Gerücht, sie sei eine Hexe. Die Leute erzählten heute noch, meine Mutter hätte Joe Bill Sump in eine Schlange verwandelt. Wenn man ihr zu nahe käme, verströme sie ein Gift, um einen mit einem Zauber zu belegen, behaupteten sie. Außerdem hätte sie rechteckige Pupillen wie eine Ziege. Manche behaupteten sogar, man habe lediglich einen Vogel in ihrem Sarg gefunden, als man ihr Grab ausgehoben hätte. Aber nichts davon stimmte. Sie hatte ja noch nicht mal ein Grab, weil ihre Leiche nie gefunden worden war. Der Großteil von Dads Familie, seine Tanten, Onkel und Cousins mütterlicherseits, brachen den Kontakt zu uns ab und behandelten uns wie Aussätzige, nur wegen ihr. Aber mir machte das Geschwätz nichts aus, so lächerlich es auch sein mochte. Meine Mutter war keine Hexe gewesen. Punkt. Mir war es sogar recht, dass sie argwöhnisch blieben, weil ich dadurch Ruhe vor ihnen hatte. Das war immer noch besser, als sie über das Einzige tuscheln hören zu müssen, das wirklich stimmte: Als ich noch ein Baby war, ging meine Mutter mit dem Derringer

meines Vaters in das finstere Steinlabyrinth der Old Scratch Cavern und tauchte nie wieder auf. Bis zu Cheris gewaltsamem Tod war das mysteriöse Verschwinden meiner Mutter der spektakulärste Vorfall im Ort gewesen.

Am letzten Schultag ging ich allein von der Bushaltestelle nach Hause. Über ein Jahr war vergangen, seit Cheri mich das letzte Mal begleitet hatte, und ich wusste noch genau, wie sie einen Moment lang bei uns in der Einfahrt gestanden hatte, bevor sie das letzte Stück bis zum Wohnwagen ihrer Mutter gelaufen war. Mir fiel auf, dass das Haus ohne Dads Pick-up in der Einfahrt regelrecht verwaist aussah. Der Zaun war halb von Wiesenkerbel überwuchert, und überall zwischen den Sträuchern im Vorgarten lagen Steine herum. Zu der Zeit, als Grandpa das Haus gebaut hatte, war es eines der hübscheren in der Gegend gewesen. Es war ein einfaches, zweigeschossiges, weiß gestrichenes Wohnhaus mit Veranden auf der Vorder- und Rückseite, doch inzwischen war die Farbe verblasst und blätterte überall ab. Ringsum standen Walnussbäume, und Grandpa Dane hatte um das Fundament Schneeballsträucher gepflanzt. Einmal war Grandma Dane beim Fensterputzen aus dem ersten Stock gestürzt, aber die Sträucher hätten den Fall gedämpft und ihr so das Leben gerettet, behauptete Grandpa. Die Holzfußböden hatten längst ihren Glanz verloren, aber die Wände leuchteten immer noch in den fröhlichen Rosa-, Blau- und Orangetönen, in denen meine Mutter sie in einem Anfall von Nestbautrieb kurz vor meiner Geburt gestrichen hatte.

Auf der Lichtung neben dem Haus hatten wir einen Ge-

müsegarten angelegt, wo ich Stunden damit zubrachte, Unkraut zu jäten und Steine auszusortieren. Aber sosehr wir uns auch anstregten, immer wieder kamen neue Steine zum Vorschein und zerbeulten die Klinge der Gartenfräse. Hinter dem Haus verlief ein kleiner Bach, der sich im Frühling in einen reißenden Fluss verwandelte. Das Grundstück war auf drei Seiten von dichtem Wald umgeben, der sich bis hinauf in die Ozark Mountains zog.

Ich war in der Küche und hängte Fliegenklebestreifen auf, als eine laute Stimme von der Straße hereindrang: Birdie, unsere Nachbarin. Sie war seit über zwanzig Jahren Witwe und hatte sich angewöhnt, in den alten Overalls ihres verstorbenen Mannes herumzulaufen, deren Hosenbeine sie mehrmals umkrepeln musste, weil sie gerade mal einen Meter fünfzig groß war. Sie sah nach mir, wenn Dad bei der Arbeit war, und obwohl sie seit dem Tag meiner Geburt regelmäßig hier war, meldete sie sich grundsätzlich mit lautem Rufen an, sobald sie die Grundstücksgrenze überquerte. Das gehöre sich nun einmal so, meinte sie. Man betrete nicht ohne Erlaubnis das Haus anderer Leute, es sei denn, man lege es darauf an, mit einer Kugel im Kopf zu enden. Ich versicherte ihr, dass das heute ganz bestimmt nicht mehr so gehandhabt würde, aber sie war kein Mensch, der seine Prinzipien so ohne Weiteres über Bord warf und mit seinen Gewohnheiten brach.

Ich trat nach draußen und tätschelte Merle, ihrer Coonhound-Hündin, den Kopf, während Birdie die Augen gegen die helle Spätnachmittagssonne zusammenkniff. Ihr Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, und wenn eine Brise durch ihr dünnes graues Haar fuhr, konnte man die

rosige Kopfhaut erkennen. »Du bist auch schön brav, solange der Totengräber weg ist, ja?«

Ich musste mir ein Grinsen verkneifen. Dad arbeitete auf dem Bau, aber wie viele der Älteren erinnerte Birdie sich noch genau an die Zeit, als die Danes ihren Lebensunterhalt mit der Totengräberei verdient hatten, und für sie setzte Dad diese alte Familientradition immer noch fort. Dad wusste zwar, wie man eine Leiche unter die Erde brachte, wurde aber nur sehr selten dafür engagiert, trotzdem nannte Birdie ihn grundsätzlich »Totengräber«, so wie sie den Arzt mit »Doktor« ansprach und dabei sowohl auf seine Familienhistorie anspielte, als auch ihren Respekt bekunden wollte.

»Ich komme schon klar, Birdie. Wie geht es dir?«

Sie schwenkte einen Leinensack vor meiner Nase. »Ich hab heute Morgen ein Opossum erschossen, das sich über das Hundefutter hergemacht hat. Und als ich es aufheben wollte, hingen plötzlich diese verdammten Babys dran.« Sie öffnete den Sack, während Merle ein leises Winseln ausstieß.

Ich spähte in den Beutel, in dem eine Handvoll winziger Opossumbabys, kaum größer als mein Daumen, umherkrabbelten. Ausgewachsene Opossums sind unglaublich hässliche Viecher, aber die Babys waren wirklich süß mit ihren winzigen rosa Nasen und Pfötchen und ihren dünnen unbehaarten Schwänzen.

»Was willst du mit ihnen anstellen?«, fragte ich, in der festen Annahme, dass sie die Mutter der Kleinen bereits zu einem herzhaften Eintopf verarbeitet hatte. Birdie verspeiste so gut wie alles, was ihr vor die Flinte kam, mit Ausnahme

von Wildkatzen, die sie ohne viel Federlesen ins Feuerfass warf.

»Die sind noch zu klein für den Topf«, erklärte sie sachlich. »Ist ja kaum ein Gramm Fleisch dran. Ich dachte mir, Gabby nimmt sie vielleicht. Die hat ja sowieso schon einen halben Zoo zu Hause.« Sie drückte mir den Sack in die Hand. »Vielleicht könntest du ja kurz bei ihr vorbeigehen, bevor's dunkel wird.«

Gabby, Bess' Mutter, nahm jeden Streuner bei sich auf, egal ob Mann oder Tier; dasselbe galt für Babys, die von ihrer Mutter verlassen worden waren. Ich war das beste Beispiel dafür. Sie und Birdie hatten sich gemeinsam mit meinem Onkel Crete abwechselnd um mich gekümmert, bis Dad in seinem whiskeygetränkten Kummer begriffen hatte, dass meine Mutter nicht wieder zurückkommen würde.

»Klar.«

»Danach kannst du gern zum Abendessen rüberkommen. Und wenn du über Nacht bleiben willst, ist immer ein Bett für dich frei.«

»Danke, aber schätzungsweise hängt es davon ab, wie lange ich brauche.« Ich war nicht unbedingt scharf darauf, bei Birdie zu bleiben. Früher hatte ich ständig bei ihr übernachtet, wenn mein Dad bei der Arbeit gewesen war, und war heilfroh gewesen, als er mir endlich erlaubt hatte, allein zu Hause zu bleiben, wenn auch nur unter der Bedingung, dass Birdie nach mir sah. Er wusste genau, dass sie ihre Aufgabe sehr ernst nahm und in regelmäßigen Abständen die halbe Meile Fußmarsch bewältigte, um sicherzugehen, dass ich das Haus nicht abfackelte, verhungerte oder Gott weiß was anstellte.

»Also, dann los«, sagte sie.

Wir nickten einander zu, dann nahm ich den Beutel und machte mich auf den Weg durch den Garten, blieb jedoch noch einmal stehen, um etwas Flohkraut zu pflücken und damit Arme und Beine einzureiben, damit mich die Mücken nicht stachen. Ein Wildpfad führte von dem Bach in Richtung Fluss, wo Bess und Gabby in einem Doppeltrailer hinter der Bell Tavern lebten. Der Wald gehörte meinem Dad und meinem Onkel; jeder von ihnen hatte sein eigenes Stück Land bekommen, und keiner wusste so recht, wo die Grenze dazwischen verlief. Grandpa Dane hatte Crete den Laden vermacht, weil er der Erstgeborene und vermutlich auch der bessere Geschäftsmann war. Dad war ihm deswegen nicht böse gewesen. Ihm war die Arbeit auf dem Bau sowieso lieber. Außerdem war auch er nicht mit leeren Händen zurückgeblieben, sondern hatte das Haus bekommen und die Familientradition der Totengräberei fortgeführt, auch wenn sie bei Weitem nicht mehr so einträglich war wie zu Grandpas Zeiten. Stattdessen war das Handwerk nahezu in Vergessenheit geraten, so wie das Anfertigen von Bugholzstühlen oder von Apfelpuppen.

Private Begräbnisse waren nach wie vor erlaubt, solange sie auf Privatgrundstücken und nicht innerhalb der Stadtgrenze erfolgten. Die meisten von Dads Kunden waren ältere Leute, die sich die Kosten für ein »städtisches« Begräbnis nicht leisten konnten, wie sie jene Zeremonien bezeichneten, die von einem Begräbnisinstitut durchgeführt wurden. Aber es gab auch andere, die sich ein Privatbegräbnis wünschten: Hippies aus der Kommune in Black Fork, die lieber in der Erde verrotten wollten, als sich einbalsamieren

zu lassen, oder auch ein Priester der Pfingstgemeinde – diese Typen, die als Beweis für ihren Glauben gerne mal mit Klap perschlangen herumhantierten –, der dem lieben Gott allerdings nicht wertvoll genug gewesen war, um ihn vor einem tödlichen Schlangenbiss zu bewahren. Es gab auch undurchsichtige Umstände, unter denen eine Beerdigung außerhalb des Friedhofs gewünscht wurde, aber Dad war, ebenso wie die Danes-Männer vorheriger Generationen, dafür bekannt, im Zweifelsfall keine unangenehmen Fragen zu stellen. Manchmal, wenn er getrunken hatte, erzählte er mir Geschichten, die ich aber auf keinen Fall weitererzählen durfte: Geschichten von Typen, die bei der Herstellung von Meth mitsamt ihrem Labor in die Luft geflogen, bei einer Schießerei im Drogenmilieu erschossen oder von einem eifersüchtigen Liebhaber erschlagen worden waren. Wenn er wieder nüchtern war, entschuldigte er sich jedes Mal, weil er mir solche Angst eingejagt hatte, und ließ mich schwören, dass er keine Namen genannt hatte.

Nach einer Weile gelangte ich an den Waldrand und hörte das Rauschen des Flusses in der Ferne. »Lucy-lou«, rief Gabby, als sie mich sah. Sie saß auf einem Gartenstuhl auf ihrer baufälligen Veranda und hatte die nackten Füße auf eine Kühltruhe gestellt. Ihr krauses blondes Haar stand in sämtliche Richtungen ab wie bei einem zerfledderten Löwen. Sie trug ein kurzes Frottee-Bikini Kleidchen, nur ohne Bikini darunter. »Wann tust du endlich, was man dir sagt, und rufst an, damit ich dich abhole? Du weißt doch, dass ich es nicht mag, wenn du ganz allein im Wald unterwegs bist.«

»Tut mir leid.« Vor dem Mord an Cheri waren Bess und ich ständig durch den Wald gestromert, und Gabby hatte nie et-

was dagegen gehabt, im Gegenteil. *Bitte*, hatte sie oft gesagt, *verschwindet mal für eine Weile*. Ich konnte nur hoffen, dass ihre neu gewonnene Besorgnis mit der Zeit nachlassen würde.

Ein Joint klemmte zwischen Gabbys Daumen und Zeigefinger. »Du lieber Himmel«, stieß sie hervor, als ich die Verandatreppe heraufkam, »jedes Mal, wenn ich dich sehe, ähnelst du deiner Mutter noch mehr. Und deine Haare ... auch schon fast bis zum Hintern, genau wie bei ihr. Und endlich kriegst du auch mal ein Paar Titten. Gütiger Herr Jesus, ich hatte schon Angst, das wird nichts mehr.«

Man hatte mir schon immer gesagt, ich würde meiner Mutter ähneln, aber im Lauf des letzten Jahres, während ich mir die Haare hatte wachsen lassen und ich in die Höhe geschossen und nicht mehr ganz so linkisch war, verglich Gabby mich pausenlos mit ihr. Anfangs freute ich mich noch darüber, aber in letzter Zeit schien Gabby die Ähnlichkeit zwischen uns eher zuzusetzen. Es gefiel mir gar nicht, dass sie mich so traurig und mitleidig ansah.

»Ich habe etwas für dich«, sagte ich und hielt ihr den geöffneten Sack hin.

Sie nahm einen langen Zug von ihrem Joint, sodass er beinahe bis zu ihren Fingerspitzen herunterbrannte, und drückte den Stummel auf der Armlehne ihres Stuhls aus. »Gütiger Himmel!«, rief sie, nahm eines der Opossumbabys heraus und setzte es sich auf die Handfläche. »Wo hast du denn diese putzigen Kerlchen her?«

»Von Birdie.«

»Es wundert mich, dass sie sie nicht gleich gekocht hat.« Gabby streichelte den seidigen kleinen Schwanz des Opossumbabys, das ihn prompt um ihren Finger wickelte.

Die Fliegentür öffnete sich quietschend, und Bess trat heraus. Sie nahm ihr selbst gefärbtes Haar im Nacken zusammen, hob es hoch und fächelte sich Luft zu. »Schon wieder Streuner?«, fragte sie. Der Trailer bot einer undefinierbaren Anzahl an Katzen und einem Kaninchen mit einem zerquetschten Beinchen ein Zuhause.

»Sieh doch nur, Bessie.« Gabby hob den Finger, an dem das Opossumbaby kopfüber baumelte.

»Birdie hat die Mutter der Kleinen erschossen«, sagte ich.

»Super.« Bess verdrehte die Augen und wandte sich an ihre Mutter. »Und wir wissen ja, wie groß dein Herz für die Mutterlosen ist.«

Gabby schenkte ihr keine Beachtung. »Im Holzstapel hat eine der Katzen gerade Junge bekommen, Lucy. Mal sehen, ob sie die Kleinen annimmt. Wir fangen mal mit einem an, für den Fall, dass sie es frisst. Falls ja, ziehen wir sie eben von Hand auf.«

»Glaubst du allen Ernstes, eine Katze nimmt ein Opossumbaby an?« Bess musterte den Jointstummel, um herauszufinden, ob noch ein Zug für sie drin war. »Du spinnst doch. Das ist eine Vergewaltigung der Natur.«

»Ich hab schon komischere Sachen erlebt«, hielt Gabby dagegen.

»Los, Luce.« Bess schlüpfte in ein Paar Flipflops. »Wir gehen rüber ins Bell's. Meine Kippen sind aus.«

»Kommt nicht infrage«, sagte Gabby. »Es wird bald dunkel, und ich habe keine Lust, euch in Einzelteilen aus dem Wasser zu ziehen.«

»Wir könnten genauso gut am helllichten Tag massakriert werden.« Bess schob den Finger in den Bund ihrer Shorts und zog sie ein Stück nach unten.

»Ich habe Nein gesagt.« Gabby nahm die Opossumbabys nacheinander aus dem Beutel und legte sie sich auf die Brust, wo sie sich mit ihren winzigen Krallen an dem Frotteestoff festklammerten.

»Früher, als du uns im Kombi eingesperrt und draußen vor dem Red Fox rumgehurt hast, hattest du doch auch keine Angst um uns«, sagte Bess.

»Wenn ich keine Angst gehabt hätte, dann hätte ich euch wohl kaum eingesperrt.« Die beiden starrten einander finster an, ehe Gabby aufstand und mit den Kleinen ins Haus ging.

»Wieso musst du auch unbedingt damit anfangen?«, fragte ich.

»Es nervt mich einfach bloß«, sagte Bess. »Nach der ganzen Sache mit Cheri hatte sie plötzlich die große Erleuchtung. Seither rennt sie wieder zu den Anonymen Alkoholikern und will ständig wissen, wo ich hingehe.« Bess zwirbelte ihr Haar zu einem Knoten im Nacken, dann schüttelte sie es. »Es ist echt ätzend. Neuerdings hält sie sich für die Mutter des Jahres. Und ich erinnere sie eben gern mal dran, dass der Titel leider schon vergeben ist.«

»Sie raucht immer noch Pot«, wandte ich ein. »Wie passt das mit den Anonymen Alkoholikern zusammen?«

Bess lachte. »Pot ist doch keine Droge, sondern ihre Medizin. Gegen ihre Angstzustände, sagt sie. Wie Xanax oder all dieses Zeug. Es ist das Einzige, das ihr hilft, halbwegs klar im Kopf zu bleiben. Ich freue mich sogar darauf, dass ich bald im Wash-n-Tan anfangen kann, damit wir nicht ständig hier draußen aufeinanderhocken.«

»Ich wünschte, du würdest auch im Laden meines Onkels arbeiten, so wie ich.«

»Aber dein Dad hat es dir ja noch nicht mal erlaubt.«

»Ich weiß, aber das wird er schon noch. Er hat keinen Grund, es mir zu verbieten.« Die letzten zwei Jahre hatte er gemeint, ich sei noch nicht alt genug, aber jetzt, wo ich siebzehn war, hatte er eigentlich keine Argumente mehr.

Bess feixte. »Vielleicht hat er ja Angst, du könntest genauso enden wie Becky Castle, wenn du zu viel Zeit bei deinem Onkel verbringst.«

»Hollys Mom? Ich bin nicht mal sicher, ob Crete überhaupt noch mit ihr zusammen ist. Außerdem war sie auch schon vorher ein Wrack.« Holly war ein paar Jahre jünger als Bess und ich, mit weißblondem Haar und so bleicher Haut, dass Bess sie immer als Albino bezeichnete. Wir drei waren in der Grundschule für ein gemeinsames Projekt der Landjugend zusammengespannt worden – wir sollten Kaninchen aufziehen, die anschließend bei der Landwirtschaftsausstellung präsentiert wurden. Becky, Hollys Mom, hatte regelmäßig vergessen, ihre Tochter nach den Treffen abzuholen.

Bess nickte. »Ja, stimmt schon, aber hast du sie in letzter Zeit mal gesehen? Die Frau sieht wie ein ausgewrungener Waschlappen aus. Neulich war sie drüben im Bell's und hat ganz allein vor der Jukebox herumgetanzt. Und in ihrem Genick klebte überall Wichse.«

»Woher willst du denn wissen, dass das Wichse war?«, fragte ich und lachte.

Bess zuckte die Achseln. »Ich sage ja nur, wenn dein Dad schon meint, *ich* hätte einen schlechten Einfluss auf dich, wird er wohl kaum wollen, dass du auch nur in ihre Nähe kommst.«

Crete hatte sich nie die Mühe gemacht, mir oder Dad

seine aktuellen Freundinnen vorzustellen; vermutlich, weil Dad ihm ständig seinen miesen Frauengeschmack unter die Nase rieb. Andererseits hielt sowieso keines von Cretes Techtelmechteln lange genug, als dass sich etwas Ernstes daraus entwickeln könnte.

»Na gut, ich muss jetzt nach Hause«, sagte ich und nahm den Leinensack, in dem ich die Opossums hergetragen hatte. »Vielleicht sieht man sich ja morgen.«

»Sie will dich bestimmt nach Hause fahren.«

»Sag ihr einfach, du hättest versucht, mich aufzuhalten.«
Ich lächelte und hauchte Bess einen Kuss zu.

Sie tat so, als würde sie ihn mit der Hand auffangen, und berührte behutsam ihre Wange, so wie wir es schon als kleine Mädchen getan hatten. »Und sieh zu, dass dich keiner zerstückelt«, ermahnte sie mich. *Zerstückelt*. Das Wort kam so mühelos über ihre Lippen, als hätte sie es schon tausendmal gesagt. Dabei war es ein Wort aus der Zeitung, das dutzendfach in Artikeln und lokalen Fernsachrichten wiederholt worden war, so lange, bis es sich beinahe richtig anfühlte, es auszusprechen; es war so leicht, sich Cheri als *zerstückelt* vorzustellen. Viel schwieriger war es hingegen, sich auszumalen, wie jemand eine Klinge in ihr Fleisch rammte, Knochen und Gelenke zersägte, Muskeln durchtrennte, ihre Luftröhre zerschnitt. Aus irgendeinem Grund erschien es mir nicht fair, das, was ihr widerfahren war, in einem einzigen sauberen Wort zusammenzufassen.

Ich nahm den langen Weg nach Hause zurück, quer über den Streifen Naturschutzgebiet an der Old Scratch Cavern, wo die Suchhunde damals die Witterung meiner Mutter verloren hatten. Natürlich war auch Old Scratch ein anderes

Wort für den Teufel. Ich traute mich nicht in die Höhle. Dort gab es überall enge Tunnel und Stellen, an denen der Boden über einem unterirdischen Fluss nachgab. Was sich die Höhle erst einmal einverleibt hatte, blieb für immer verschwunden, und sollte sie die Gebeine meiner Mutter verschlungen haben, würde ich sie ohnehin nie wiederfinden.

Am schlimmsten war die Ungewissheit – nicht mit Sicherheit sagen zu können, was mit meiner Mutter passiert war. Der Sheriff war überzeugt davon, dass sie Selbstmord begangen hatte, aber niemand fand je einen Beweis dafür, dass sie tatsächlich tot war. Die Suchtrupps, die Dad zusammengetrommelt hatte, förderten ebenfalls nichts Handfestes zutage. Bluthunde nahmen zwar ihre Witterung auf und verfolgten sie in Richtung der Höhle, aber man fand keine Leichenteile. Das Schlimmste war, dass sie zwar Dads Pistole, aber sonst nichts mitgenommen hatte; dabei sagte nicht einmal das etwas aus. Ich war nicht die Einzige, die sich weigerte, die offizielle Erklärung für bare Münze zu nehmen – wie bei allem, was meine Mutter betraf, rankten sich auch um ihr spurloses Verschwinden Gerüchte, wilde Geschichten und ein Hauch von Magie.

Es hieß, sie spuke nachts durch Old Scratch und die Wälder. Sie habe ihre Seele mit einer Krähe getauscht und sei davongeflogen oder habe sich einer Horde Zigeuner angeschlossen. Ohne einen handfesten Beweis für ihren Tod konnte ich so tun, als wäre sie immer noch am Leben, als hätte sie sich irgendwo anders niedergelassen; ich konnte mir einreden, sie hätte aus irgendeinem wichtigen Grund die Gegend verlassen müssen, käme aber eines Tages zurück, um mich zu holen. Ich bettelte Gabby und Birdie – und

auch meinen Dad, bevor er sich endgültig weigerte, sie jemals wieder zu erwähnen – immer wieder an, mir Geschichten über sie zu erzählen, irgendwelche Bagatellen, wer sie gewesen war und was sie getan hatte. Auf diese Weise erschuf ich ein Bild von ihr, ein Mosaik, zusammengesetzt aus den Beschreibungen anderer Leute: Hexe und Geist, Frau und Mädchen, Magie und Realität. Ich wollte immer mehr, aber mehr bekam ich nicht.

Als Cheri in dem Baumstumpf gefunden wurde, dämmerte mir, dass nicht die Ungewissheit das Schlimmste war. Vielmehr war sie ein Luxus, ein echtes Geschenk. Das Schlimmste war die Gewissheit, dass ein geliebter Mensch tot war, und ich war plötzlich dankbar, dass man die Leiche meiner Mutter niemals gefunden hatte. Die Zweifel mögen zwar fortwährend an einem nagen, trotzdem bleibt stets ein Fünkchen Hoffnung, an das man sich klammern kann.

Im Wald war es mittlerweile dunkel geworden. Glühwürmchen leuchteten in der Finsternis auf, aber ich kannte den Weg wie meine Westentasche. Angst hatte ich eigentlich keine. Nach dem Mord an Cheri hatte ich den Wald gemieden, so wie alle anderen auch, aber mit der Zeit war die Sorge verflogen, dass einem etwas zustoßen könnte. Ich kannte die Gegend besser als jeder Fremde, der sich hierher verirren könnte. Solange ich wachsam blieb, würde mir schon nichts passieren. Ich war nicht wie Cheri, nicht so verletzlich wie ein weidwundes Rehkitz, die einfachste Beute für jede Art von Jäger. Niemand hatte nach ihr gesucht. Nicht einmal ich.

Zu Hause schmierte ich mir ein Erdnussbuttersandwich und trug es mit einer Tasse Tee in mein Zimmer hinauf. Ich

knipste die Nachttischlampe an, deren Schein düstere Schatten auf die lavendelfarben gestrichenen Wände warf, und schaltete den Ventilator am Fenster neben dem Bett ein. Frische Luft wehte ins Zimmer und ließ die obersten Seiten meines Notizbuchs flattern, das ich auf meinem Kopfkissen hatte liegen lassen. Es war eine Art Tagebuch, in dem ich vorwiegend Listen angefertigt hatte: »Dinge, die ich über meine Mutter weiß« – fast eine ganze Seite und dazu eine Haarsträhne, die ich an einem ihrer Nachthemden gefunden und an den Rand geklebt hatte –, »Jungs, die ich schon mal geküsst habe« – fünf, vier beim Flaschendrehen unten am Fluss, als ich vom Apfelwein leicht beschwipst gewesen war, und den Sohn des Pastors, der bei uns zu Besuch gewesen war und den Dad dabei erwischt hatte, wie er mich mit voller Absicht auf der Veranda vom rechten Weg geradewegs in die Sünde stürzen wollte – und: »Was ist mit Cheri passiert?« Ihr Tod hatte die Frage nicht beantwortet und auch die Liste der Möglichkeiten nicht kleiner werden lassen. Sie war weggelaufen oder entführt worden, und ihr letztes Lebensjahr war ein großes Fragezeichen.

Wenn ich nicht gerade über Cheris Liste brütete, machte ich mir Notizen über die Orte, die ich eines Tages bereisen wollte. Natürlich wollte ich nach Iowa, um zu sehen, wo meine Mutter gelebt hatte, aber dort würde ich wohl nicht lange bleiben. Es war nicht weit genug weg. An manchen Tagen wünschte ich mir, so weit von Henbane weg zu sein, dass man Tage brauchen würde, um dorthin zu gelangen. Dad hatte mich nie weiter als bis nach Branson mitgenommen und zeigte keinerlei Interesse, irgendwo anders hinzufahren, selbst wenn wir es uns leisten könnten. Er hatte die drei Eckpfeiler für mein Leben ganz klar

festgesteckt: gute Noten schreiben, keinen Ärger bekommen, aufs College gehen – alles Dinge, die er selbst nicht geschafft, meine Mutter sich aber für mich gewünscht hatte. Nach dem Vorfall mit dem Pastorensohn kam noch ein vierter Pfeiler hinzu: Lass nicht zu, dass ein Junge auf dem Weg zu den drei anderen Zielen deine Pläne durchkreuzt.

Über meine Noten konnte Dad sich jedenfalls nicht beklagen; die Schule fiel mir leicht. Das müsste ich von meiner Mutter haben, meinte er. Und Ärger hatte ich auch nur selten; höchstens das eine oder andere Gerangel mit Craven Sump, dem Neffen von Joe Bill, der – sofern man die Geschichte glauben wollte – verschwunden war und nie wiedergesehen wurde, nachdem meine Mutter ihn in eine Schlange verwandelt hatte. Dad meinte, Joe Bill hätte sich vom Acker gemacht, weil er keinen Unterhalt für seine Kinder hätte zahlen wollen, aber Craven und seine Sippschaft waren davon überzeugt, dass schwarze Magie im Spiel war. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit beschimpfte er mich als »Hexe« oder »Teufelsbrut«, und manchmal hatte ich es satt, warf ihm ein Schimpfwort an den Kopf oder verpasste ihm einen kleinen Schubs, und dann verpetzte er mich beim Rektor. Aber der seufzte nur und meinte, ich hätte mehr Potenzial als all meine Klassenkameraden, müsste aber dringend an meinem Benehmen arbeiten, wenn ich es zu etwas bringen wollte. Manchmal starrte ich Craven auch nur finstern an und dachte dabei ganz konzentriert an ein Schlangennest in der Scheune, aber leider machte er keine Anstalten, seinen nervtötenden Menschenkörper zu verlassen. Hätte meine Mutter tatsächlich übersinnliche Kräfte besessen, hätte sie diese ganz bestimmt an mich weitervererbt.